

Guy Rewenig, *Mass mat dräi Hären*

Jeff Thoss*

»Souwisou ass alles finito.« In Guy Rewenigs *Mass mat dräi Hären* herrscht Endzeitstimmung. Ein Atomkrieg oder ein Reaktorunfall im nahegelegenen Cattenom könnte jederzeit die nukleare Auslöschung der Bevölkerung bedeuten. In diesem Roman, der bezeichnenderweise im Wendejahr 1989 bei Phi erschien, zerfällt jedoch auch noch anderes. Die Industriegesellschaft liegt in den letzten Zügen. Die Stahlwerke, die während des zwanzigsten Jahrhunderts in der luxemburgischen Wirtschaft den Ton angaben, haben den Banken endgültig Platz gemacht. Die in der Arbeiterschaft stark ausgeprägten sozialistischen Strömungen stehen damit ebenfalls vor dem Aus. Die Systemkonkurrenz zwischen Kapitalismus und Sozialismus ist so gut wie entschieden, auf globaler wie auf lokaler Ebene. Ab jetzt ist die freie Marktwirtschaft alternativlos, und im Großherzogtum herrscht die Reinform des Finanzkapitalismus.

Einem engagierten Schriftsteller wie Guy Rewenig bleibt da nur ein Mittel: die Satire. *Mass mat dräi Hären* rechnet ab, mit allem und jedem. Ob Kirche, Staat, Monarchie, Banken oder Gewerkschaften – vor der spitzen Feder des Autors ist niemand sicher. Kanalisiert werden Spott und Häme über den Helden und Ich-Erzähler, John Dennewald, der die verschiedenen Handlungsfäden so gerade noch zusammenhält. Dennewald ist Grafiker und stammt aus dem dunkelrot konnotierten Esch. Sein Entschluss, aus seinem Heimatort in die bourgeoise Hauptstadt zu ziehen, bildet das zentrale Ereignis des an sich handlungsarmen Romans. Die Versetzung des Helden aus einem Milieu in das andere erlaubt es Rewenig, den Gegensätzen und Spannungen auf den Grund zu gehen, die die luxemburgische Gesellschaft am Ausgang des Kalten Krieges auszeichnen.

Er tut dies in einer Vielzahl kleiner Episoden und Anekdoten, die auf planvoll-chaotische Art und Weise miteinander verknüpft sind. Die Struktur von *Mass mat dräi Hären* beschreibt am besten John Dennewald selbst: »Wann ech eppes erliewen, zitt dat eent Erliefnes honnert aner Erliefnesser un, an och déi honnert schleefen nees dausend neier no.« Man gerät also ständig vom Hundertsten ins Tausendste in diesem Roman;

*<https://buecherpodcast.net>; jeff.thoss@buecherpodcast.net.

es gibt viele Rückblenden sowie Abschweifungen, die weitere Abschweifungen beinhalten, bis man irgendwann nicht mehr weiß, wie man eigentlich in den gegenwärtigen Erzählstrang geraten ist und ob man zur Haupthandlung noch einmal zurückfinden wird beziehungsweise ob es überhaupt eine solche gibt. *Tristram Shandy* lässt grüßen.

Sprachlich ist *Mass mat dräi Hären* eine Mündlichkeitsfiktion, orientiert sich also an Formen des Erzählens, die einem im Alltag begegnen, und verarbeitet diese literarisch. Guy Rewenig ist ein Schriftsteller, der, wie es so schön heißt, dem Volk auf das Maul schaut und die Umgangssprache – hier insbesondere die der Minettregion – zur Kunst erhebt. Dass es für das Luxemburgische wenig Vorbilder für schriftsprachlichen Gebrauch – ob nun literarisch oder nicht – gibt, mag dabei natürlich auch eine Rolle spielen. Jedenfalls lebt der Roman vom offenen und manchmal derben Sprachduktus der Figuren. Angereicht wird dieser durch die für die Satire charakteristische Übertreibung, komische Inkongruenzen und eine eigenwillige Orthografie, die sich in diesem Medium leider nur sehr mühsam beschreiben lässt. Belassen wir es beim Hinweis, dass der Buchstabe Z Rewenigs alphabetische Allzweckwaffe ist.

Leichter zu vermitteln ist die häufige Vermischung von Sprachen, die ebenfalls mit satirischen Absichten genutzt wird. Hinter der vermeintlichen Weltoffenheit, die die Luxemburger Mehrsprachigkeit anzeigt, steckt bei Guy Rewenig gerne eine chauvinistische Borniertheit. So äußert sich ein Anwalt, der einen italienischen Gastarbeiter verteidigen soll, wie folgt:

Mee ech plädéieren op Humanitéit, mir sinn dach keng Rassisten, djö namol, en Italiener as dach och e Mënsch, keng Discriminatioun, keng Atteinte à l'honneur, haben du auch eine Konto auf die Sparkasse, carissimo amico? Hien huet tatsächlech e fett Spuerbuch op der Säit, dee reffegen Ausländer, ooh, dat as deier hei zu Lëtzebuerg, la iustitia! Also, vive la Völkerverständigung et la internationale Freundschaft!

Sich in fünf Sprachen ausdrücken und doch nur in einer denken – in der Welt von *Mass mat dräi Hären* ist das ohne Weiteres möglich.

Bevor wir es dem Roman gleichtun und weiter abschweifen, sollten wir aber nun zum Dreh- und Angelpunkt des Texts kommen: John Dennewalds Umzug. Der Held beschreibt sich als *Minettsdapp*, als klassischer Sozialist, der mit seinen graphischen Arbeiten einen Beitrag zum Klassenkampf leistet. Kein Künstler, nein, ein »Plakataarbechter« sei er. An seinen politischen Überzeugungen scheint nicht zu rütteln zu sein: »Hoart wéi Eisebetongstäiler waren eis Standponkter.« Allerdings hat auch Dennewald die Zeichen der Zeit erkannt: »De Minett as passé. Wann déi séch keng afale loossen, gët dee rouden Eck en Entwécklungsland. Et as eng Zombielandschaft.« Nachdem viele seiner ehemaligen Weggefährten inzwischen in der Werbung arbeiten, stellt sich auch für John die Frage: Warum noch für eine verlorene Sache weiterkämpfen, wenn anderswo bequemere und lukrativere Beschäftigungen warten?

Der Held zieht also mit Vierzig in die Hauptstadt, die ihm so fremd ist wie »Toronto oder Tbilissi«. Er erinnert sich an seinen ersten Besuch in Luxemburg, bei dem er an einem Protestmarsch teilnehmen wollte und letztlich dem Rekordversuch für die größte Erdbeertorte der Welt beiwohnte. Ja, die Uhren ticken anders in Palastnähe. Oder, wie es Dennewald ausdrückt: »Tëscht Esch an der Stad läit e Kontinent, deen ëmmer méi breet gët.« Mit dem Ortswechsel verändert sich auch Johns Privatleben. Linda, seine hochpolitische Escher Freundin, verlässt ihn. An ihre Stelle tritt Nada, die ihrem Namen mit ihrem Desinteresse und ihrer allgemeinen Ahnungslosigkeit alle Ehre macht. Von ihr stammt der Spruch »Souwisou ass alles finito«, den der Held und Erzähler wie ein Mantra zu wiederholen beginnt – zum Beispiel, wenn er wie ein guter Städter am Wochenende in der Patisserie sitzt, was früher unvorstellbar gewesen wäre. Lakonisch-resignativ kommentiert John seinen Lebenswandel:

Wat soll ech da maachen? Fréier war fréier. Fréier hun ech am Minett gelieft. Haut wunnen ech an der Stad. Dat as eben sou. Fréier hätt ech mer ni gedreemt, datt ech eng Kéier kéint an d’Stad plënneren. Haut kënt et mär komesch vir, datt ech véirzeg Joër laang am Minett gewurschtelt hun. Fënnf Méint Stad, da bass de total in.

Was nach außen hin wie eine Entpolitisierung und eine völlige Anpassung an die Verhältnisse aussieht, möchte John Dennewald allerdings keinesfalls so verstanden haben. Er will, gerade in seiner Arbeit, an seinen Idealen festhalten, auch wenn sein Auftraggeber nun keine Gewerkschaft mehr ist, sondern zuerst die größte Ladenkette des Landes und anschließend das Gesundheitsministerium. So hadert der Held jedes Mal mit sich, wenn er ein neues Plakat entwerfen soll. Die Argumente und Floskeln wiederholen sich: Es ist die Rede von einer zynischen Haltung, von taktischem Vorgehen, von Unterwanderung und Infiltration, von der Möglichkeit, »subversiv« mit den Mächtigen zusammenzuarbeiten und »objektiv« sich treu zu bleiben, ja, gar von einer »gesellschaftsinterne[n] Guerilla«, die der Escher Eindringling in Luxemburg-Stadt betreibt. Den Kapitalisten und dem Staat das Geld aus der Tasche ziehen und ansonsten an Seite der Unterdrückten dieser Welt stehen, so hatte sich John Dennewald das vorgestellt.

Das richtige Leben im falschen, das Dennewald vorschwebt, wird von Guy Rewenig jedoch durchweg als Selbsttäuschung entlarvt. Der Held glaubt, wenn er seine Plakate nur möglichst einfältig gestaltet, könne er das System sabotieren und von innen zum Einsturz bringen. Tatsächlich sind seine Entwürfe umso erfolgreicher, umso dümmere sie sind. So ist John doch schnell ein Handlanger der Macht und wird zum Komplizen dessen, was er auf jeden Fall vermeiden wollte. Ein Blick in seine Vergangenheit verrät, dass die Verhältnisse aber vermutlich nie so eindeutig waren, wie es der Gegensatz zwischen »Minett« und »Stad«, an den der Held sich klammert, andeutet.

Die Kirche etwa, die sich Dennewald als »schwarz Pecht« vom Leib halten möchte, ist keineswegs eine rein städtische Erscheinung. Johns Mutter ist erzkatholisch und

sammelt Muttergottesstatuen, der Vater wiederum ist Sozialist. Die gesellschaftliche Spaltung, die über die topografische Gegenüberstellung von Esch und Luxemburg dargestellt wird, findet sich auch auf familiärer Ebene. Der Riss geht tiefer als angenommen und verläuft zudem nicht geradlinig. Bei Johns Geburt haben sich die Eltern gestritten, ob die Taufe oder der Beitritt zur Gewerkschaft den wahren Beginn des gemeinschaftlichen Lebens darstellt. In der Gegenwart stirbt der Vater nach einem Arbeitsunfall und die Mutter trägt dem Sohn in ihrem religiösen Eifer auf, einen Gottesdienst mit gleich drei Priestern zu organisieren. Geneigte Leserinnen und Leser mögen darin eine Travestie der Dreifaltigkeitslehre erkennen, der Mutter fällt dies nicht auf.

Die titelgebende »Mass mat dräi Hären« muss allerdings verschoben werden. Es kommt etwas dazwischen, etwas, das in der französischen Übersetzung von Jean Portante den Titel des Romans bildet: *La Cathédrale en flammes*. Der Brand der Luxemburger Kathedrale, am Karfreitag 1985, wird zum bestimmenden Ereignis des Romans und zum Moment von John Dennewalds großem, wenn auch zwiespältigem Durchbruch. Sein in Windeseile angefertigtes Plakat der brennenden Kirche geht weg wie warme Semmeln. An seiner Interpretation scheiden sich die Geister. Ja, die Reaktion auf das Bild wird zum gesellschaftspolitischen Lackmustest. Wie Dennewald erklärt, gibt es zwei Sichtweisen, die verschiedener nicht sein könnten:

Déi eng erkläre mär, dee Brand am Tuerm wär en däitlechen Ausdrock vun der Dekadenz an dem iwwerdriwwene Liberalismus. [...] Et wär en honneur fir déi kleng Lëtzebuenger Communautéit, datt d'Gottesmamm de Mariendoum an der Stad erausgesicht hätt, fir sou eng spektakulär Warnung un den Himmel ze schreiwen. Déi aner soë mär, de ganze Klerikalismus wär sou ausgedréchent, dat en ewell flame géif wéi Stréi. Et wär kee Saft méi an der Ideologie a keng Kraaft. Iwwregens wär elo och d'Zäit komm, fir d'Monarchie ofzeschaffen an endlech d'Republik auszeruffen.

John Dennewalds kommerzieller Erfolg bedeutet zugleich sein Scheitern als politischer Künstler. Das Kirchenplakat lässt sich beliebig deuten und dient lediglich als Zeugnis der gesellschaftlichen Polarisierung. Von den klassenkämpferischen Absichten, vom Versuch, die Welt durch Kunst zu ändern, bleibt nichts übrig.

In der verschlungenen Dramaturgie von *Mass mat dräi Hären* bildet die mittig gelegene Kathedralen-Episode den narrativen Höhepunkt. Die Entwicklung des Geschehens ist damit aber längst nicht abgeschlossen. Im letzten Drittel öffnet Guy Rewenig buchstäblich neue Räume in seiner Romanwelt. Neben dem Minett und der Hauptstadt spielt nun das Ösling eine wichtige Rolle. Aus der zweipoligen Logik »Süden oder Zentrum« wird nun ein dreipolige: »Süden oder Zentrum oder Norden«. Auf der wirtschaftlichen und politischen Landkarte Luxemburgs besitzen diese Regionen sehr unterschiedliche Konnotationen: Süden – Industrie, sozialistisch; Zentrum – Dienstleistungs- und Staatsgeschäfte, liberal; Norden – Agrarwirtschaft, konservativ. Bislang hat der Roman einen

Verfall des Südens beschrieben, einen Bedeutungsverlust seiner Werte gegenüber denen des Zentrums. Wie wir gleich sehen, ergeht es dem Norden nicht besser, auch wenn sein Niedergang eine andere Form annimmt.

Das Ösling wird durch die Figur Pits eingeführt, einem alten Freund und Mitstreiter Johns. Er ist, in Sachen Heuchelei, Selbstverrat und -täuschung, bereits einen Schritt weiter als der Held. In langen Monologen, die zum Komischsten und stilistisch Brillantesten gehören, was *Mass mat dräi Hären* zu bieten hat, erzählt er von seinem Lebenswandel. Aus dem ehemaligen Oppositionellen ist ein spießiger Bankangestellter geworden – allerdings einer, der immer noch glaubt, er tue das Seine für die Befreiung des Proletariats. Nach seinen politischen Einstellungen gefragt, bekennt sich Pit in einem Atemzug zu allem, was das linke politische Spektrum hergibt:

Ech si vun Haus aus Trozkyt, virun dräi Joer hun ech bal mat de Stalinisten ugebändelt, mee d’Maoisten hu mech iwwerzeegt, d’Zozialdemokraten um lénke Flillek ze stäärken, also, Trozkyt stëmmt och net méi ganz, éischer Anarchist, Antikapitalist op alle Fall, gréngalternativ souwisou, awer Fundi, Antimonarchist, Atheist a Gewerkschaftsmilitant!

Nun arbeitet Pit aber bereits seit vier Jahren in einer Bank. Und nicht nur das, er hat sich im Norden ein Ferienhaus gekauft und verbringt seine Freizeit damit, einen Gartenteich anzulegen. Im Ösling, erklärt er, könne man endlich mal so richtig entspannen. Zum Unmut der Einheimischen verliert die Ardennenregion ihren bäuerlichen Charakter und wird zum Naherholungsgebiet für gestresste Bänker. Wo John den Süden aufgibt um sich den Spielregeln des Zentrums zu unterwerfen, ist Pit bereits dabei, diese in den Rest des Landes zu exportieren. Das Zentrum weitet sich aus. Die hauptstädtische Finanzwirtschaft formt die umliegenden Regionen nach ihren Wünschen und Bedürfnissen um.

Genauso detailliert, wie Pit seine Pläne für den Teich darlegt, beschreibt er auch seine verbleibenden revolutionären Bestrebungen. Sie bestehen darin, Unmengen an Kaffee zu trinken, der aus Nicaragua importiert wird. Ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit schenkt sich Pit eine Tasse nach der anderen ein, damit die Sandinisten sich mittels ihrer Einnahmen aus dem Bohnengeschäft gegen den US-Imperialismus wehren können. Hier wird Rewenig nun vollends zynisch. John Dennewalds Urteil über den Werdegang seines Freundes ist vernichtend: »Mat zwee Féiss matzen am kapitalistesche Schäiss, awer mam Kapp nach ëmmer an de roude Wollécken.«

Nur, das Gleiche könnte man auch über ihn sagen. John erkennt nicht, dass er bald auch zu denen gehört, die glauben, durch richtiges Konsumverhalten an der ein oder anderen Stelle könne man den Kapitalismus in die Knie zwingen. Auf die große politische Desillusionierung folgen nur weitere Illusionen. Im Establishment angekommen vollführen die Ex-Revolutzer jegliche gedankliche Verrenkung, um sich weiterhin als Revolutzer

zu begreifen. So lautet das düstere, bitterböse Fazit des Romans. Was ließe sich dem noch hinzufügen? Ein fatalistisches »Souwisou ass alles finito«?

Gegen Ende thematisiert *Mass mat dräi Hären* den drohenden Weltuntergang noch einmal ganz explizit, auch wenn er nur in der Vorstellung der Figuren eintritt. Ein weiterer Bekannter Dennewalds beschreibt das Szenario einer Nuklearkatastrophe in Luxemburg. An dessen Ende setzt sich die Regierung nach Portugal ab, um die Überlebenden in der Heimat in einer höhnischen »Léif Lëtzebuerger«-Ansprache darüber aufzuklären, wie es mit ihrem Land weitergeht. In einer aberwitzigen Umkehr der bestehenden Machtverhältnisse wird Luxemburg zur portugiesischen Kolonie erklärt und zum Übungsgebiet für militärische Manöver oder zur gigantischen Mülldeponie umfunktioniert.

Auch John selbst malt sich eine dystopische Zukunft des Großherzogtums aus. In seiner Vision brennt nicht mehr nur die Kathedrale, sondern das ganze Land. Der Held erträumt sich eine riesige Zerstörungssorgie, die Luxemburg für seine schmarotzerhafte Existenz als gerechte, wenn auch nicht unbedingt göttliche Strafe heimsucht. Ich zitiere nur einen stark gekürzten Ausschnitt aus seiner Brandrede:

Ech dreemen dervun, datt all d'Banken um Bullwar Royal a Flame stin. Ech dreemen dervun, datt d'Nato-Pipeline am Lëtzebuerger Akerland op enger Längt vun drësseg Kilometer explodéiert. Ech dreemen dervun, datt honnert amerikanesch Krichsfigeren an der Loft d'Flillécke briechen a mat de stole Schnëssen an de Stauséi falen [...]. Iwwerall an der Welt gin d'Leit nëmmen sou zerdätscht an zermuel, a mär Parasitte kréien mol kee Bluttsprëtzert op eisen Paltong! Ech schumme méch, Lëtzebuerger ze sin!

Hier wird nicht mehr von einer besseren Welt geträumt, sondern von einer, in der wenigstens im Bezug auf das Leid Gleichheit herrscht. Was bleibt, ist das Unbehagen an der eigenen Identität, an dem Umstand, zu den Gewinnern der Geburtenlotterie zu gehören, und das Eingeständnis, beim Versuch versagt zu haben, an der globalen Ungerechtigkeit auch nur irgendetwas zu ändern. Immerhin, ganz am Schluss taucht die immer noch radikale Linda wieder in John Dennewalds Leben auf – vielleicht ein kleiner Hoffnungsschimmer.

Mit seinem satirischen Rundumschlag gegen die Verlogenheit in allen Ecken der Gesellschaft, mit seiner Kartierung eines Landes, in der eine Finanzmetropole alle Räume besetzt, und mit seinem Porträt eines Lebens kurz vor der Apokalypse ist Guy Rewenigs *Mass mat dräi Hären* ein luxemburgisches Schlüsselwerk des späten 20. Jahrhunderts. Man sollte dieses sprachlich virtuose, kunstvolle Durcheinander ruhig (wieder) einmal genauer anschauen – auch wenn man im Rückblick weiß, dass die Geschichte anders ausgegangen ist, und die im Roman geschilderten Zustände längst vergangen sind, oder etwa nicht?